830.8
J95
v.8

HANS GRIMM

Aus John Rukwas Lehrjahren

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
830.8
J95
v.8

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

JUN -7 1958

L161—H41

DER JUNGE TAG

Eine Auswahl
aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von
Dr. Heinz Brasch

*

Band 8
Hans Grimm

*

Hans Grimm

Aus John Rukwas Lehrjahren

1929

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Inhalt

Aus John Nukwas Lehrjahren 5
Johannes 41
Worterklärungen 61
Nachwort 62

Copyright 1913 by Literarische Anstalt Rütten & Loening Frankfurt a. M.
PRINTED IN GERMANY
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

830.8
J95
v.8

Aus John Nukwas Lehrjahren

Nachdem John Nukwa der Gaika einundzwanzig Jahre alt geworden war, fühlte er täglich deutlicher, er könne eine Frau brauchen. Eine Frau sollte herumhantieren in seiner Hütte, beharken das winzige Stück Ackerland, woran sich Nukwas Mutter und Großmutter schon erprobt hatten, säen etwas Kaffer-Korn und die paar Handvoll Mais, und sollte ihm das übrige tun und erleiden, wofür sich Frauen besonders oder ausschließlich eignen.

Auch bei den Kaffern kommt alles vom Weibe, sogar mehr als bei uns. Arbeitet jemand hinter dir in deinem Heime und schafft dir Speise für den Hunger und Wärme für die Kühle und Licht für die Nacht, so blinzelt es sich so viel schöner noch aus Decke und Karoß heraus in die südafrikanische Sonne und über die glitzernde See. Wunderbar wohlig ist auch der verweilende Gedanke an die Kinder, die einem da ebenfalls rückwärts in der

723113

Hütte geboren werden, namentlich an die Töchter. Jede herangewachsene Tochter ist einmal ein paar Stück Vieh wert. Fett, glänzend, brüllend wird's herangetrieben und in den Kral geschlossen und mehrt sich. Vieh, mächtige Herden Großvieh sind das allerhöchste Glück und des Mannes bester Ruhm. In der strahlenden Sonne hingestreckt liegen, fern das silberne Meer, und starren auf die weidenden, von den Söhnen behüteten Tiere, was kommt dem gleich?

Aber —, wie die Männer der heiratenden Töchter das Vieh bringen zu des Schwiegervaters Kral, so kostet eine Frau Ikazi, und in der ganzen Welt kann einer nicht mehr geben, als er hat. John Nukwa hatte gar nichts, um so lieber träumte er vom Besitz. Seitdem Nukwa, der Großvater, des Häuptlings Zorn erregt hatte und kurz und bündig der Zauberei vom Hexendoktor angeklagt und überführt worden war und nach gehöriger Marter als Sühne sein großes Eigen dem Häuptling überlassen mußte, hatte Nukwas Familie nichts. Hütte und Ackerland sind keine Habe.

John Nukwa hatte auch keine Verwandten, keine Sippe, die hätte aushelfen können; warum, wußte er selbst nicht. Zu essen freilich gaben ihm die in den Hütten rundum; ganz selten verdiente

auch er ein paar Schillinge, wenn er einem Transportfahrer in den Keibergen half oder im nahen Kentani ein paar Tage arbeitete. Indes änderte das seine Lage nicht, und es ist schließlich kein Wunder, daß die Eltern und Vormünder von Mädchen niemals zu ihm und zu seiner Hütte ein paar Glasperlen oder Kupferdraht zu schmückenden Armbändern nächtens als Umlomo tragen ließen. Diese verschwiegene Aufforderung: „Komm und biete auf unser Kind, es wird uns freuen", was hätte sie genützt? Kaffern wissen, was sie tun. Aber John Nukwa wollte eine Frau und wollte Habe und wollte etwas gelten. Neid ist angenehmer zu ertragen als die freundlichste Geringachtung. Mit einer Frau fängt der Reichtum an, zwei Frauen sind besser. John Nukwa dachte einen ganzen Sommer durch nach und erkannte, er müsse etwas ganz Besonderes einleiten.

Eines Abends brachten wandernde Boys aus Kentani die Nachricht: „Ein Umlungu ist da aus Johannesburg, ein Arbeitsagent für die Minen." Die Boys waren des Agenten Werber; sie setzten alles sehr schön auseinander, und einer hatte sogar Branntwein mit.

Am nächsten Morgen, als der Agent noch im Bett lag, ließ sich John Nukwa bei ihm melden.

Der Agent sah ärgerlich hinaus. „Was willst du?" — „Arbeit, Inkos." — „In Johannesburg?" — „Ja, Inkos." — Der Agent sah den scheuen Farbigen an und dachte: Er ist groß und stark, doch scheint er ein rechter Grünling; ich will versuchen, ihn wenigstens auf zwei Jahre zu verpflichten, wenn er mir schon so früh angelaufen kommt. „Ich kann nur Boys auf zwei Jahre brauchen!" — „Nein, Inkos, zu lange." — „Ja, da kann ich dich nicht brauchen." — John Nukwas Gesicht wurde fahl unter der dunklen Haut. Den habe ich, dachte der Agent. — „Wieviel Geld, Inkos?" — „In den zwei Jahren? Oh, da kannst du vierzig Pfund verdienen. Also, hier ist das Papier. Wie heißt du?" — John Nukwa hob langsam, schwer rechnend, beide Hände viermal auf: „Zehn, zehn, zehn, zehn." — „Ja," sagte der Agent, „mach zu oder pack dich fort." — „Die Boys sagen sechs Monate, Inkos. Inkos sagt zwei Jahre. Warum das? Die andern Boys gehen sechs Monate." — Der Agent zuckte mit den Achseln: „Goddam, ich will mich mit dir nicht streiten. Dich brauche ich zwei Jahre oder gar nicht. Marsch. Nun?" — „Ich heiße John Nukwa", sagte der Boy. — „Gut, bist du ein Schulboy, kannst du schreiben?" — „Nein, Inkos." — Der Agent schrieb den Namen. „So, hier mach dein

Zeichen. Hier hast du dein Papier." — John ging, es saß ihm etwas in der Kehle, aber er dachte an die vierzig Pfund.

Als er in seine Siedelung kam, lachten ihn die andern aus. „Dies ist sehr lange. Du wirst nie wiederkommen. Man geht sechs Monate. Du gehst viermal so lange, und du mußt unter der Erde arbeiten, und da ist keine Sonne und kein Meer, und deine Arme werden müde. Ja, sehr müde. Wart!" — John antwortete: „Nein, ich komme zurück, und ich werde vierzig Pfund bringen!"

Mit dem Transport, wohlbewacht, gelangte John Nukwa in die Goldstadt und wurde mit einem fremden Trupp vom Sambesi einer Mine zugeteilt. Die Sambesileute machten furchtsame Gesichter, sobald das gewaltige Rauschen der Arbeit am Rand aus der Ferne ihnen entgegenklang. John Nukwa bekam große Augen und weite Nüstern, durch die der Atem schneller ging. „Das Meer, das rauschende Meer!"

Er erkannte bald seinen Irrtum, aber sie gaben ihm reichliches Essen im Compound und eine gute Schlafstelle, da vergaß er die Enttäuschung und die Sehnsucht und erinnerte sich nur an die vierzig Pfund. Erst wurde er über Grund verwandt, zehn Stunden Arbeit jeden Tag. Es schien sehr lang im

Anfang. Und wenn John Nukwa am Abend seinen kleinen Zählstrich den andern über seinem Lager zufügte und ihm die Schultern und der Rücken weh taten, brauchte er vier von den sieben englischen Worten, die er konnte: „Damned fool, no good." Er war ein fleißiger Arbeiter, und der weiße Vorarbeiter machte in den Listen hinter seinem Namen einen Stern. Nach zwei Monaten ließ man ihn einfahren und in den Gängen immerfort in hockender Stellung den Steinmeißel drehen, mit dem die Sprenglöcher gebohrt werden.

Vom Segen der Arbeit hat kein Schwarzer je zu reden gewußt. Wer sein ganzes Leben in Gottes lachender Sonne blinzelnd geträumt hat und höchstens zur Abwechslung einen Bock gejagt, einen Spann Ochsen getrieben, ein Schaf gestohlen, einen Botengang getan und bei Kafferbiergelagen einen Nächsten halbtot geschlagen hat, lernt im ewigen Dunkel der Minengänge unter stetem gleichförmigen, angestrengten Zwang den Fluch der Arbeit kennen. Es frißt sich etwas ins Herz, es frißt sich etwas ganz tief ins Herz. John Nukwa drehte und drehte. „No good, no good." Er sprach wenig mit den andern Boys, und nach sechs Monaten gingen die mit ihm Eingestellten. Sie spotteten ihn aus. John Nukwa antwortete nichts, aber den Agenten fing er zu hassen an: „Der Um-

lungu ist schlecht, der Umlungu ist sehr schlecht." Am folgenden Sonntag fragte er den Aufseher: „Wieviel Geld jetzt, Inkos?" — Der Aufseher lachte: „Du bist ein Geizhals, zwölf Pfund, du kaufst ja nichts. Willst du Geld? Du brauchst eine neue Decke." — „Zwölf Pfund, zwölf Pfund!" John Nukwa lachte dieses Mal mit. „All right, good." Nein, er brauchte keine neue Decke und wollte kein Geld.

John Nukwa schaffte anderthalb Jahre in den Gängen und bekam schließlich höhern Lohn und bessere Arbeit, denn der Stern des Vorarbeiters erschien wieder auf den Knappschaftslisten hinter seinem Namen. In den anderthalb Jahren haßte John Nukwa den Zwang und den Agenten, der ihn in den Zwang geschickt hatte, immer tiefer, und das Geld, das er verdiente, das sich mehrende große Geld liebte er immer mehr. An anderes dachte er nicht und am wenigsten daran, daß irgendein Zusammenhang sein könnte zwischen dem verhaßten Werber und Werk und dem geliebten Golde. Nach den anderthalb Jahren riß ihm eine Sprengung zwei Finger ab, da bekam er von neuem im Lichte zu tun, und während dieser letzten Monate der Abgesperrtheit von der Welt wurde die Lust an seinem errungenen Besitze so gewaltig, daß er fast seinen Haß vergaß.

Als John Nukwa abgelöhnt werden sollte, legte er für fünfzig Pfund Zahlmarken auf den Tisch. Der Kassierer sah auf: „Was?" — John Nukwa lächelte demütig: „Ja, Inkos, ja, mein Inkos!" und bedankte sich anhaltend. — „Du bist ordentlich ein schwarzer Schotte, ein Wunder an Sparsamkeit und vielleicht auch ein großer Halunke!" sagte der Engländer. — „Ja, Inkos, ja, mein Inkos", wiederholte John. Er überlegte lange hin und her, wie er seinen Schatz an sich verbergen sollte. Die Ledergürtel, in die man das Geld hineinschiebt wie in einen Schlauch, kosten schon etliche Schillinge, und die Beinriemen von ähnlicher Art, gerade unter dem Knie, gerade über der Wade werden sie festgeschnallt, fassen keine fünfzig Pfund. Es war ein sehr schweres Problem, aber schließlich nahm John Nukwa den Ledergürtel eines Schlafgenossen mit. Der Schlafgenosse arbeitete just und hatte unbegreiflicherweise dies Stück unter alten Kleidern in seiner Kramkiste liegen gelassen. John durchsuchte die Kramkiste nach etwaigen, von ihm selbst entliehenen Gegenständen, was ebenso verständlich wie verständig war, das Schicksal tat dabei ein übriges für ihn. In dem Gürtel fand er nach vorsichtigem Abfühlen einen Schilling. Von diesem Schilling trennte er sich als eine Art Sühne, obgleich auch das ihm

nicht leicht fiel. Er kaufte einen Beinriemen für den Schilling beim Compound-Ladenhalter. In den Gürtel schob er siebenundvierzig Pfund und befestigte ihn um den nackten Leib, drei Pfund steckte er in den Beinriemen.

Danach hielt er sich nicht länger auf, sondern wanderte zur Station und tauschte seinen Ausweis gegen eine Fahrkarte ein, hinunter nach Kei Road. Auf dem Bahnsteig traf er einen Stammesbruder seines Schlafgenossen, und weil er von nun an als wohlhabender Mann mit aller Welt in Frieden leben wollte, sprach er den Mann an und trug ihm einen Gruß auf und bemerkte beiläufig, er habe sich in der Eile den Gürtel des beiderseitigen Freundes entliehen, er werde ihn gelegentlich zurückerstatten, der Freund solle nicht böse sein. Er redete ganz wie ein Umlungu und sagte: „our friend" bei Erwähnung des Beliehenen.

Die Bahnfahrt der Küste zu war John Nukwas köstlichste Zeit, obgleich er in den Nächten nicht schlief, aus Furcht, ein fremder Boy könnte ihn bestehlen. Wer fährt nicht gern in die Heimat? Dem, der arm auszog und reich wiederkehrt und die Erfüllung der allerehrgeizigsten Lebenswünsche mit Recht vorausvermuten darf, scheint sie doppelt schön. Füge dazu den fast wahnsinnigen Hunger und Durst eines Luftmenschen, der zwei

Jahre, einem Gefangenen gleich, in begrenztem Raum eingeschlossen war, den Hunger und Durst nach der unendlichen Steppe und der Freiheit, der unbedingten Freiheit, und du kannst John Nukwa erst recht verstehen. Jeder Neger ist ein Luftmensch, solange noch ein guter Faden an ihm ist. Das Luftmenschentum ist überhaupt jedes Negers beste Seite.

Die ganze Fußwanderung von Kei Road bis an den Kei machte John an einem Vormittage. Sämtlichen Farbigen unterwegs rief er von weitem zu: „Molo Wetu!" und allen Weißen, lachend den Hut ziehend: „Good morning, Sir!" Die Menschen antworteten ihm ebenso vergnügt, denn es war ein frischer leuchtender Morgen, und der Krieg hatte noch nicht das Land verdorben.

Am Kei beschloß John den Umweg über Butterworth. Er hatte Bekannte in Butterworth, denen er ein bißchen erzählen wollte. Über ihn sollte gesprochen werden weit und breit im Lande, das benötigte kleine, absichtslos erscheinende Winke an vielen Stellen; im übrigen interessierten ihn die billigsten Viehpreise im Hinblick auf seine erste Kapitalanlage, sein zukünftiges Weib. Von Butterworth kamen viele Leute gefahren, tags vorher war dort ein Rennen abgehalten worden. John Nukwa gefiel das, er blieb auf der Poststraße, bis

sie sich Toleni nähert, da bog er nach rechts ab, den ersten schwarzen Siedlungen zu, er wußte von einem Mädchen in einem Kral. Es hatte ihm früher nicht mißfallen, er wollte sich gleich erkundigen.

Etwa eine englische Meile von der Straße an seinem Wege stand eine ausgespannte Kapkarre. Drei weiße Männer saßen auf der Erde und aßen und tranken, zwei Boys lungerten in ihrer Nähe herum, ein anderer lag im Felde zwischen vier grasenden, mit Knieknebeln versehenen Pferden. Als John vorüberschritt, dachte er: Amajud. Er grüßte wie am Morgen: „Good morning, gentlemen!" und schwang den Hut noch tiefer. — Der eine Weiße sprach ihn an: „Woher kommst du? Von Johburg?" — „Yes, Sir!" sagte John. — „Ich dachte es", sagte der Weiße. „Willst du trinken?" — John wurde ganz freundlich. „Yes, Sir, bitte!" — Sie gaben ihm ein großes Glas voll Kapbranntwein, und während er trank, stieß ihm der zweite Weiße neckend mit der Faust in den Magen, daß er gar keinen Branntwein im Mund behalten konnte, sondern alles gleich schlucken mußte. Einen Teller voll Fleisch schoben sie ihm dann zu. John aß gewaltig. Es war sein erster Imbiß nach vierundzwanzig Stunden. „Diese

Amajud sind sehr gut." Er wurde gesprächig. „Bitte, Sir, was kostet jetzt ein Ochs?" — Die Buchmacher blinzelten sich zu. Der Schwarzbärtige, der so fein aussah, stellte die Gegenfrage: „Warum? Kommst du von den Minen?" — „Yes, Sir." — „Und da willst du dir jetzt eine Frau nehmen, eh?" — „Yes, Sir." John lächelte selbstgefällig. — „Wir wissen den Preis von den Ochsen nicht, sie sind aber billig." — „Danke, Sir."

Die Buchmacher steckten die Köpfe zusammen, und obgleich John, der mit dem gleichgültigsten Gesicht geradeaus starrte, genau hinhörte, verstand er kein Wort der ihm fremden Sprache. „Sie wollen mit mir nicht reden." Einer von den Boys in der Nähe der Weißen trat zu ihnen. „Oh, wir sollen also das Spiel fortsetzen?" sagte der Schwarzbärtige zu ihm recht laut und langsam auf englisch. Der Boy nickte. „Aber du gewinnst ja immer, du machst uns noch arm, wir müssen noch Wagen und Pferde verkaufen. Doch wenn du es durchaus willst!" Der jüngste Weiße hob ein zusammengeschnalltes Klapptischchen und drei Faltstühle vom Wagen und stellte sie auf. Ein grünes Tuch wurde über den Tisch gebreitet. Drei Holzschälchen wie große halbe Nüsse und eine kleine rote Kugel kamen darauf zu liegen.

Die Buchmacher nahmen Platz auf den Stühlen. — „Komm also!" Der fremde Boy zog ein Goldstück aus der Tasche. — „Dam it, so hoch?" sagte der Schwarzbärtige. — „Ja, ein Pfund", erwiderte der Boy. — John machte einen langen Hals und sah den Boy auf die eine Schale deuten. — „Du hast gewonnen", riefen die Weißen. — „Doppelt!" sagte der Boy. — „Ja, dam, doppelt." — „Wieder gewonnen", rief der Boy. — Sie spielten eine ganze Weile.

John verstand das Spiel nicht ganz, aber er sah die Weißen anscheinend immer ärgerlicher werden. Plötzlich stand der andere Boy neben ihm. — „Was ist dies?" fragte John. — „Es ist ein gutes Spiel," entgegnete der Fremde, „es ist ein gutes Spiel, wenn man gewinnt. Mein Bruder hat zwanzig Pfund gewonnen. Die Umlungu verlieren." — „Zwanzig Pfund? Zwanzig Pfund?" John hob die Hände zweimal ganz atemlos. „Wie lange Arbeit?" — „Ach, keine Arbeit, nicht umsebenz dies, Spiel!" — „Sehr reich müssen die Amajud sein? Sehr reich? Ja?" — Der andere zuckte mit den Achseln: „Sie haben viel Geld verdient, dort in Butterworth. Einen Sack voll. Aber ich denke, mein Bruder gewinnt das alles." — „Hast du Geld von dem Spiel?" John wurde es heiß. — „Ich? Ja, ich habe wenig, zehn

Pfund." — „Zehn Pfund ist viel", flüsterte John. „Darf ich auch spielen?" — „Du mußt fragen," antwortete der Boy, „und dann, du hast doch kein Geld." — „Ich habe Geld, ich habe etwas Geld." John wurde zuversichtlicher. „Kannst du nicht für mich fragen? Vielleicht werden die Amajud ärgerlich?" — Der Fremde schüttelte mit dem Kopf, nach einer Weile aber packte er John am Arm. „Gut, wir wollen beide fragen." — Die Weißen machten wirklich böse Gesichter, und der Schwarzbärtige schlug mit der Faust auf den Tisch, daß John erschreckt zurücksprang. „Ihr verfluchten Teufel von Niggern habt zuviel Glück. Ihr wollt uns ausrauben, einfach ausrauben. Nein, nein. Noch ein Glas Branntwein sollst du haben, John, dann fahren wir weiter." — John trank das Glas Branntwein ganz schnell aus. Es machte ihm Mut, wieder zu bitten. — „Du bist zu arm", sagte der jüngste Weiße. — „Ich bin nicht arm", beharrte John. — „Wir können doch nicht zwanzig Pfund verlieren an einen, der nicht zwanzig Pfund hat", fiel der Schwarzbärtige ein. — „Ich habe dreißig Pfund", beteuerte John. — „Spiele lieber mit mir weiter, Umlungu, ich habe jetzt vierzig Pfund", drängte der Boy, der bisher gespielt hatte, und schob John beiseite. — „Nein, Umlungu, nein, höre mich, ich habe auch vierzig

Pfund!" John streckte die Hände aus. Sie zitterten. — „Nun denn, laß ihn ein wenig", befahl der Schwarzbärtige. „Du hast schon soviel gewonnen." — John atmete auf: „Danke, Sir, danke vielmals, Sir."

Sie erklärten ihm das Spiel. John setzte und doppelte. Er gewann und gewann wieder, dann hielt er ein. — — „Was ist?" fragte der Jüngste. — John sprach mit schwerer Zunge: „Master, ich habe fünf Pfund gewonnen." — „Das sehen wir ja", sagte der Jüngste. — „Master, da in Johannesburg ist dies zwei Monate Arbeit!" — „Der Narr meint, zwei Monate habe er dort schwitzen müssen, um fünf Pfund zu verdienen", murmelte der zweite Buchmacher in Judendeutsch — „du hast eben Glück. Doppelst du wieder?" — Der Schwarzbärtige hielt die Hand über die Schalen. — John fing zu glühen an: „Yes, Sir, yes please, I double."

Fünf Minuten folgten voll leiser Anrufe, kurzer Antworten und jener seltsamen Schnalzlaute höchsten Erstaunens eines Kaffern, dann sagte der Schwarzbärtige mit ganz ruhiger, aber fester Stimme: „So, jetzt hast du fünfzig Pfund verloren, und ich glaube, es wird am besten sein, wenn du jetzt erst einmal auszahlst." John starrte den Sprecher an und starrte über das Veldt, er

machte einen Schritt zurück dabei. Der jüngste Weiße trat neben ihn. „Weglaufen hilft nichts, sieh, ich habe einen Revolver. Diese Kugel ist schneller als ein Vogel. Du mußt bezahlen! Zahle schnell, wir sind nicht hier zum Versteckspielen!" John wandte sich zitternd zu den zwei Schwarzen. „Ist dies alles recht so? Fünfzig Pfund! Fünf so?" Fünfmal schüttelte er die Hände. — „Es ist alles recht," sagte der Spieler, „und du mußt bezahlen." — „Du hast Unglück gehabt, mein Freund!" bestätigte der zweite Boy, der vorher mit ihm geredet hatte, und faltete die Hände dabei wie ein bedauernder Pfarrer. John Nukwa aber wollte nicht begreifen: „Fünfzig Pfund? Fünfzig Pfund? Fünfzig? Fünfzig? Fünfzig?" Er sah noch einmal beschwörend jeden der Fremden an, da dämmerte es in ihm auf: „Die fünf sind im Bunde, die Juden und schwarzen Leute." Und nun wußte er, ihm blieb nichts anderes übrig, als zu zahlen. Blaß, mit matter Stimme sprach er vor sich hin: „Ich habe nur 47 Pfund."

Der Schwarzbärtige klopfte ihm auf die Schulter. „Du wirst vernünftig. Nun lüge auch nicht. Wer lügt, fährt zur Hölle. Zeige hübsch deinen Gürtel her." John knöpfte die Weste auf und zog sein Hemd in die Höhe. „Laß mich fühlen!" Der Schwarzbärtige fuhr ihm an den Leib. „Ja, es ist

nur der eine Gürtel da. Warte, deine Finger sind schwach geworden, mein Junge. Laß nur, ich mach's schon." Es war John, als rissen sie ihm ein Stück Fleisch von den Lenden, während sie den Gürtel abnahmen. Sie zählten schnell. „Wirklich nur 47 Pfund. Du verdammter Kaffer, was spielst du auf 50, wenn du nur 47 hast?" Der Schwarzbärtige trat nach ihm. John wich bebend aus. Der jüngste Weiße indessen lachte: „Ach was, wir wollen dem Schepsel die drei fehlenden Pfund schenken, und den leeren Gürtel darf er behalten. Sag': ‚Danke, mein Baas', Schepsel. Und ein Glas Branntwein sollst du auch noch bekommen. Inzwischen hilf einspannen." John sagte: „Danke, mein Baas", und half einspannen und trank das dritte Glas Branntwein und hielt demütig den Hut hin, als die Weißen einstiegen. Sie warfen lachend sechs Pence hinein und fuhren schnell davon.

John sah ihnen lange nach, er konnte nicht denken, aber sein Mund, der plapperte immerfort: „No good, no good, no good, no good, no good." Hufschlag auf dem Wege brachte John zu sich. Er erschrak. Den nahenden Reiter in brauner Uniform erkannte er als Polizisten. „Der Umlungu wird sagen, ich bin betrunken." John fing zu laufen an. Der Polizist wurde aufmerk-

sam und gab dem Pferde die Sporen. Es war eine kurze Jagd, dann holte er den Fliehenden ein. „Warum ranntest du, sobald ich kam?" — „Ich weiß nicht." — „Hast du keinen Paß?" — „Hier ist mein Paß." — „Der Paß ist in Ordnung. Warum ranntest du?" — „Ich hatte Angst, Inkos!" — „Wirklich nichts anderes?" — „Nichts anderes, mein guter Inkos!" „Du bist ein Narr!" Der Polizist ritt gleichmütig weiter.

Es ist bitter, wenn man betrogen dasteht nach Jahren freudloser Arbeit, wenn man nur älter geworden ist in ihnen.

John setzte sich an den Wegrand und schlug sich immerfort mit dem Knöchel des Mittelfingers an die Stirn. Die Beschäftigung ist nicht kurzweilig. Gegen Abend fiel ihm das Mädchen ein, über das er Erkundigungen einziehen wollte.

Er stand auf und marschierte eine Weile. „Damned fool, no good, ich habe kein Geld mehr." Er sah die Feuer bei den Hütten. „Dort ist Essen. Ich kann hingehen, sie werden mir Essen geben. Ich werde erzählen." Er atmete etwas freier. „Abelungu sind schlecht und Amajud —," er spuckte aus, „wie kann das alles sein?" Ganz plötzlich wurde es hell vor ihm: „Umshologu Imishologu! Es sind die Geister, es sind die Toten-

geister." Er sah sich scheu um. „Die Geister sind zornig." Er lief hinunter zu den Hütten und sprach den ersten Mann an, den er traf, ohne die gewohnten Umschweife seines Volkes, einem weißen Manne gleich, der sich nicht bändigen kann, der immer gleich schreien und fragen und lachen und weinen muß. „Wetu, wohnt hier ein Intonga?" — „Nein," sagte der andere und sah ihn starr an, „bist du von der Polizei?" Da fand sich John zurück in das rechte Fahrwasser. Er trug eine lange Geschichte vor und schloß damit, sein Vater läge krank und sei geplagt Tag und Nacht von den bösen Geistern. Er aß, und viele hörten ihm zu, dann wiesen sie ihm vier Hütten in der Ferne. „Es ist kein Intonga, kein rechter Priester, aber er ist ein guter Inncibi, ein Doktor. Er kann mit den Geistern reden. Er hat eine starke Stimme, die Imisologu horchen auf ihn."

Je näher John den Hütten kam, desto langsamer schritt er. Aus des Inncibi Kral drang dumpfes, gleichförmiges, unheimliches Singen, begleitet und oft übertönt von zum Wirbel antobendem, zu einzelnen Schlägen zurückfallendem und wieder vorstürmendem Hämmern auf trockenen Häuten. Es war ganz dunkel rundum, und in John wuchs die Ehrfurcht, und der Ehrfurcht gesellte sich die Furcht. „Dieser ist wohl ein rechter In-

tonga und dies ist eine gute Stunde. Er spricht jetzt mit den Imisshologu." Ein Hund kläffte und meldete den Fremden. John kümmerte sich wenig um ihn und hockte schweigend und geduldig nieder in der Nähe der Hütten. Nach einer Weile wurde eine Tür aufgestoßen, und, einen Augenblick umleuchtet von dem Feuer in der Hütte, fuhr der Inncibi heraus. Sich merkwürdig drehend und wendend trat er vor John und richtete sich starr auf. Drinnen wurden die Häute weiter geschlagen, aber nicht lange mehr. Des Doktors Gesicht hätte John nicht zu erkennen vermocht, selbst wenn er aufgeschaut hätte. Beide schwiegen lange, dann rief der Inncibi: „Bist du von der Polizei? Ich spreche zu keinem wandernden Manne." — John hob die Hand: „Ich bin John Nukwa, der Gaika von Kentani." — Der Inncibi nickte: „Des Vaters deines Vaters Habe aß mit Haut und Haar Kreli, der große Häuptling, weil der Vater deines Vaters mit Zauberwerk die Menschen krank machte, der Intonga fand das Ubuti." — John antwortete demütig: „Inkos, dies ist wahr, der Intonga fand das Zaubermittel, und Kreli, der große Herr, aß meines Großvaters Habe mit Haut und Haar." — „Du hast kein Vieh und kein Geld", fuhr der Inncibi fort. „Was willst du von mir? Die Imisshologu sind hungrig. Sie wollen Speise. Ich

kann nicht Speise geben für dich." — „Ich habe drei Pfund", sagte John gedrückt. „Inkos, bitte, sprich zu den Geistern." — „Drei Pfund ist sehr wenig. Du kannst keinen Ochsen kaufen für drei Pfund." — „Vielleicht nehmen sie das Geld, Herr", sagte John. Seine Angst wuchs. — Der Inncibi dachte nach. „Du kannst erzählen", antwortete er schließlich und hockte auch nieder. John erzählte, fast wahrheitsgemäß. Die Weißen beschrieb er sehr gut und auch die Richtung ihrer Fahrt. Er endigte: „Inkosi, diese Amajud haben ein Ubuti. Dies ist Zauberei, und die Imisihologu sind mir böse. Sprich zu den Imisihologu. Ich will das Geld wieder von den Abelungu, und sie sollen krank werden. Nimm ihnen ihr Ubuti."

Sobald er schwieg, verschwand der Inncibi. John merkte die Leere und hörte das Singen wieder.

Die Angst wurde so groß in ihm, daß er zitterte und fast aufschrie, als ihn der andere plötzlich mit merkwürdig hohler Stimme wieder ansprach: „Es sagt der Umsihologu des Vaters deines Vaters, daß er zornig ist. Du hast seiner nicht gedacht in Johannesburg." — „Nein", flüsterte John. — „Die Amajud haben Ubuti. Der Umsihologu will ein großes Opfer. Ich werde mit dem Umsihologu kämpfen für dich. Ich werde Ubuti machen gegen

die Abelungu. Du sollst dies Geld wiederfinden." — John atmete auf: „Wieviel muß ich zahlen, Inkos?" — „Der Umshologu will ein großes Opfer. Gib die drei Pfund, aber dies muß alles sein, was du hast." — John gab die drei Pfund. Es tat nicht so sehr weh, denn er dachte daran, daß die Räuber nun Krankheit oder gar der Tod treffen müsse und er sein vieles Geld zurückbekommen werde. Es war ein sehr angenehmer Gedanke.

Er war fast so glücklich wie auf seiner Fahrt, als er vom Kral des Inncibi zurückschritt, um in den Hütten, wo man ihm zu essen gegeben hatte, zu schlafen. Beim Einschlafen fiel ihm dann freilich ein, daß die drei Pfund unwiederbringlich verloren seien. In seinen Träumen schlug er sich mit seinem Großvater und rief oft in die Nacht: „Du bist sehr hungrig, pfui, du bist zu hungrig."

Am nächsten Morgen war die Siedlung in großer Aufregung. Ein Gerücht hatte sich verbreitet schon vor Tagesgrauen: Oben auf dem öffentlichen Ausspannplatz zwischen Toleni und Ngamakwe seien drei von dem Butterworth-Rennen heimkehrende Buchmacher im Schlafe überfallen und ihrer sämtlichen Gelder beraubt worden. Als die Nachricht zu John drang, hatte sie noch einen besonderen Reiz dadurch, daß sie einen der Überfallenen

als tot, die andern als verwundet hinstellte. John zischte und klickte mit der Zunge wie nie vorher in seinem Leben. Der das Gerücht zu ihm brachte, spann es ihm dreimal vor und log jedesmal ein klein wenig mehr aus lauter Freude daran, einen so ausgezeichnet dankbaren Hörer gefunden zu haben. Sobald der Mann ihn verlassen hatte, stellte sich John hin und lachte und lachte. „Dieser Inncibi ist sehr gut, vielleicht mache ich ihm eines Tages noch ein Geschenk. Er hat ein starkes Ubuti. Und diese Amajud sind dumm. He, die Imisholugu sind jetzt gegen Euch, und Ihr wißt das nicht! Damned fools! Der Großvater ist auch nicht mehr hungrig." Den zum Ort der unerhörten Tat eilenden Männern schloß sich John an. Es blieben überhaupt nur ein paar alte Frauen in der Siedelung zurück, um die gewiß bald die Nachbarschaft absuchenden Polizisten zu erwarten.

Verhaßte Menschen in der Patsche sehen, ist innerlich mindestens so wohltuend wie eine Zirkusvorstellung und gewöhnlich fesselnder und billiger. John machte ein Gesicht einem Kinde gleich, das auf eine besondere Anstrengung hin zu den Kunstreitern mitgenommen wird, und war erfüllt von Menschenliebe. Seinem Gastgeber überreichte er den entliehenen leeren Geldgürtel. Das Angebinde reute ihn freilich, und er tauschte es rechtzeitig und

ungesehen gegen den Beinriemen um. Ganz und gar ohne Entgelt wollte er den Gürtel nicht wieder fortnehmen.

Eine sehr große Enttäuschung aber erwartete die Heraneilenden auf dem Ausspann. Die überfallenen drei Buchmacher waren wohl da samt ihrem ausgeraubten Wagen und harrten auf den Magistrat. Jedoch sie waren weder tot noch verwundet, nur furchtbar wütend, und gebrauchten eine Sprache, daß jeder Kaffer demütig in ihrer Nähe verstummte. Die beiden fremden Schwarzen aus ihrer Gesellschaft fehlten. Der Fahrer allein hatte einen blutig geschlagenen Kopf, er war zu verwirrt, um zu reden, und bekümmerte niemand.

John traute seinen Augen nicht. Er erlebte schnell mehr des Unverständlichen. Auf irgendeine Weise geriet er in einen Wortwechsel mit einem fremden Zuschauer. Die Weißen und der eine anwesende Polizist wurden aufmerksam. Plötzlich drangen sie auf ihn ein, er hatte Handschellen an, ehe er einen Schrei ausstoßen konnte. Der Schwarzbärtige sagte: „Da fällt mir ein, dem Kerl, auf den wir Verdacht haben, fehlen zwei Finger an der linken Hand. Das Ungeziefer gleicht sich ja wie ein Ei dem andern. Doch müßte ich mich sehr irren, wenn dieser da es nicht ist. Sehen Sie zu." — Der Polizist erwiderte: „Es stimmt, es stimmt,

und nun weiß ich auch, das war der Hund, der gestern vor mir fortlief. Sie sind ein schlaues Pack, diese Kaffern. Aber du hättest Handschuhe anziehen sollen gestern, Mister Nigger. Das legt dich nun hinein. Vier Jahre Arbeit am Wellenbrecher in Kapstadt gibt's, Freundchen. Es ist eine gesunde Arbeit. Vielleicht die Katze. Sie wird dich angenehm erwärmen." Das schwarze Auditorium lächelte, es war ein großes Gerede hin und her, dieses Mal kam man völlig auf seine Kosten. Dem anfahrenden Magistrat meldete der Polizeisoldat: „Ich denke, Sir, wir haben den Mann."

John wurde nach Butterworth geschafft. In der Vorverhandlung erfuhr er, er sei angeklagt, in der Nacht die drei Buchmacher beraubt zu haben, wahrscheinlich mit zwei Spießgesellen. John antwortete: „Nein", und antwortete ein paarmal zu oft: „Nein." Die ganze Wahrheit mochte er nicht erzählen. Seine Sache verschlechterte sich zusehends und wurde vom Magistrate an die Geschworenen verwiesen. Dem Richter gegenüber sagte er, als Zeuge in eigener Sache vernommen, aus, er habe die drei Buchmacher bis zum Morgen seiner Verhaftung nie gesehen. Im Kreuzverhör entwand ihm dann der Staatsanwalt ganz unerwartet die Anschuldigung: Die drei Weißen hätten ihm, John Nukwa, tags vorher fünfzig Pfund entwendet. Das

lieferte ihn ans Messer. Seine Versuche, die Summe später auf 47 Pfund genauer zu bestimmen, fruchteten nichts. Die Geschworenen atmeten auf und sprachen mit angenehmer Sicherheit ihr Schuldig aus. Der strenge Richter war guter Laune, er drohte John die neunschwänzige Katze an, aber er verordnete sie nicht. John kam mit drei Jahren Zuchthaus davon, zu verbüßen bei harter Arbeit auf dem Wellenbrecher in Kapstadt.

Die Arbeit auf dem Wellenbrecher ist wirklich harte Arbeit, doch ist die Luft gesund und die Gesellschaft durch das Diamantengesetz im guten Sinne gemischt und deshalb besonders bildend. Mehr Gentlemen dieser Welt haben dort einmal dem Staate gedient, als sich irgendein Gutgläubiger je träumen lassen würde. John tat sein Tagewerk zuerst einem stumpfen Tier gleich wie jeder. Er stand auf, wann es ihm befohlen wurde, er aß, wann er gerufen wurde, er schlief, wann er durfte, und dazwischen bewegte er sich und gab seine Kraft aus, wie er mußte.

Die erzwungene Gleichförmigkeit ist eine wundervolle Ärztin. Eines Tages merkte John, daß die Gedanken frei bleiben, wenn einer auch noch so lange den Pickel führen und den Schubkarren drücken muß, und daß ihnen unendlich viel Zeit

zur Verfügung steht. John ließ sie nicht umherfahren und nicht dem eigenen Kopfe weh tun, sondern Aasgeiern gleich mit ganz ruhigem, sicherem Flügelschlag glitten sie von ihm fort durch die Jahre voraus und umkreisten mit ewig wachen und scharfen Raubvogelaugen den Kral des Inncibi im fernen Transkei. „Hier ist das Geld, und er wird es mir geben, wenn ich wiederkomme. Wohl waren die Imisholugu noch böse und mein Opfer nicht groß genug, deshalb bin ich hier, und deshalb wurden die Amajud nicht krank und starben nicht. Ich will einen Ochsen kaufen und dem hungrigen Großvater schlachten lassen, sobald mir der Inncibi das Geld gibt. Oder —," und dann hingen die gleitenden Gedanken rüttelnd in der Luft, immer noch den schmutzigen Vögeln gleich vor dem Niedersturz, „oder dieser Inncibi ist ein Hund, und er hat Ubuti gemacht gegen mich. Dann wird er sterben. Dann werde ich seine Kehle aufschneiden. Dann werde ich seine Kehle sehr weit aufschneiden. Es wird gut sein, und vielleicht gefällt es den Imisholugu." Und gierigen Aasvögeln gleich begannen sich die Gedanken an dem Gefallenen zu mästen.

Nein, John quälte sich nicht auf dem Wellenbrecher, und außerdem lernte er sehr viel von der gemischten Gesellschaft. In den Minen vergingen

die ersten Jahre seiner hohen Schule, auf dem Wellenbrecher verbrachte er die zweite Hälfte, das Leben gab ihm den Rest, den praktischen Schliff. Vom Kaffer, der in seine Decke gehüllt vor der Hütte liegt, in die Sonne blinzelnd, bis zum Lebenskünstler und nützlichen Mitgliede der menschlichen Gemeinwesen in unserm Sinn führt ein steiler Weg in die Höhe und ein wunderlicher Weg.

Nach zwei Jahren und neun Monaten wurde John aus dem Zuchthaus entlassen, seines ausgezeichneten Betragens wegen. Das Zeugnis, das man ihm mitgab, machte ihm große Freude. John wurde bis Butterworth befördert, dort meldete er sich ab nach Johannesburg. Er verließ Butterworth am Abend und blieb auf Kafferpfaden. Landstraßen sind Verräter und werden von der Polizei beritten. Weiße Menschen kümmern sich um so unsäglich vieles, das sie nichts angeht.

In der Nacht geschah, was geschehen mußte. John erschien mit bedeutend geringerer Ehrfurcht als drei Jahre vorher an der Tür des Inncibi. Er setzte sich nicht wartend abseits nieder. Er klopfte den Inncibi ganz einfach aus dem Schlafe heraus. Der Inncibi wußte mancherlei, aber ihm fehlte doch Johns Lehrgang. Er war unklug genug, John zu versichern, er kenne ihn nicht, und priesterlich

grob zu tun obendrein. Das besiegelte sein Schicksal. John sagte wenig, sondern handelte. Man fand den Inncibi am Morgen mit durchschnittener Kehle. Die Polizei suchte alle möglichen Spuren und fand keine. Unter den Farbigen regte sich niemand sonderlich auf; vor Ankunft der Weißen starb kaum je ein Intonga oder Inncibi anders als eines gewaltsamen Todes.

John war nicht unzufrieden, daß ihm das Begleichen seiner Rechnung mit dem Doktor so leicht von der Hand gegangen war; aber in seine Freude an der gelungenen Tat hinein störte ihn die unauslöschliche Erinnerung an das verlorene Geld und die Freiheit der drei Betrüger von Krankheit und Tod.

Ehe er Kei Road erreichte am Morgen, hatte ihm seine Phantasie einen neuen Weg gezeigt:

„Intonga und Inncibi taugen nichts, und die Imisholugu sind zu hungrig, aber ich brauche eine Hilfe. Ich werde den Inkosi der weißen Menschen probieren. Der Hottentott vom Groot Rivier hat mir auf dem Wellenbrecher erzählt, daß er immer betete zum weißen Inkosi, bevor er Vieh stahl. Als er es einmal vergaß, fingen sie ihn. Dieser Inkosi muß stark sein, und er ist nicht teuer. Warum sind die weißen Menschen so stark? Es ist dieser Gott. Ich werde ihn versuchen, denn ich brauche mein

Geld, und die Amajud müssen sterben. Ich will das Ubuti der Weißen lernen."

Auf dem Bahnhofe von Kei Road erkundigte er sich bei zwei Gaikas, die sein Vertrauen erweckten, nach der geeignetsten Missionsstation. Anstatt zu neuer anstrengender Arbeit in die Minen zu fahren, meldete er sich am selben Tage auf der Station.

Wenig ist zu sagen von seinen ersten Monaten dort. Ein Boy, der als Minenarbeiter seinem Aufseher Genüge getan und von Halbjahr zu Halbjahr höhern Lohn erhalten hat, ein Boy, dessen gutes Betragen besonders erwähnt ist in der Entlassungsurkunde des Zuchthauses, muß dem Herzen jedes weißen Mannes wohltun. So wie John Nukwa hatte noch kein bekehrter Heide auf dem Missionslande geschafft, keiner weniger Anlaß zur Klage gegeben. In den Bibelstunden war er nicht weniger aufmerksam und gelehrig, keiner sang besser in der Kirche, und keiner war demütiger in ihr. Der Missionar liebte John Nukwa, die Frau hatte ihn gern, die Kinder hingen an ihm. Jedem schwarzen Neuankömmling wurde er als Muster vorgehalten und den andern Missionaren und der Inspektion mit Stolz gezeigt. Selbst bei den Missionsschülern verstand John Nukwa sich in An-

sehen zu setzen und den Neid sich fernzuhalten. Die ganze Zeit hindurch aber trug er den gewaltigen Wunsch zur Rache tief im Herzen.

John Nukwas Gelegenheit kam, als der Missionar, ein offener Kopf, mit einer dankbaren Freude an allen menschlichen Lebensäußerungen mit ihm täglich eine halbe Stunde über die Sitten und Gebräuche der Kaffern zu reden begann. Der Missionar merkte bald, daß im rechten vorurteilslosen Anschauen und im Umschaffen aus diesen heraus für seinen Beruf eine viel größere Quelle der Kraft verborgen liege als im Ablehnen. Ihm wurden die Unterhaltungen immer lieber, obgleich sie das Bild seines Vorzugsschülers etwas weniger strahlend erscheinen ließen. Dafür verstand er ihn besser. John sah sein Ziel vor Augen und steuerte unentwegt darauf zu. Er meinte in den Hafen einzulaufen, als er an einem langen Winterabend bei Abwesenheit von des Missionars Frau und Kindern in dessen Studierstube sitzend vom Zauberer- und Hexenwahn seines Volkes zu reden begann. Der Missionar hörte nicht ohne Erschütterung zu. Johns Darstellung strotzte von Bildlichkeit, und zum ersten Male erkannte der Hörer, daß es sich hier wirklich um religiöse Äußerungen handle, viel mehr um den Glauben als um einen leicht zu erschütternden Aberglauben der Heiden. Die gedanken-

volle Stille, nachdem John geendigt hatte, unterbrach schließlich der Missionar: „Du aber, mein Johannes, weißt dies alles anders und kennst eine freundlichere und liebreichere Welt!" Da stand John langsam auf und hob die rechte Hand: „Ja, mein Vater, ich gehorche dem guten, großen weißen Inkosi Jesu Christo." Danach trat er nahe an den Missionar und kauerte vor ihm nieder und sprach fiebrig schnell weiter: „Du bist mein Vater, du bist mein lieber Vater. Ich arbeite gut, dies weißt du. Nun lehre du mich das Ubuti der Christen, das starke Zaubermittel, das dieser Inkosi", er wies auf das Bild des Gekreuzigten, „den Abelungu gab." Dem Missionar schwamm es vor den Augen: „Herr Du mein Gott, ist es dies? Ist das, was ich erreicht habe? Und bei ihm? Bei ihm?" Dem Manne war halb zum Weinen und halb zum bittern Lachen, doch antwortete er ruhig: „Johannes, die Weißen haben kein Ubuti. Kein anderes Ubuti, als daß unser reiner Herr für uns gestorben ist. Kein anderes, als daß er uns gelehrt hat, zu lieben und zu leiden. Und obgleich das Ubuti, wenn du es denn so nennen willst, jeder kennt, wer benutzt es?" Er sah John ungeduldig werden. „Du glaubst mir nicht? Ach, Johannes! Was hast du auf dem Herzen? Erzähle mir deine Geschichte!" — „Wirst du mir dann helfen?"

fragte John nicht ohne leises Mißtrauen, „denn ich weiß, ihr habt ein starkes Ubuti. Ich sehe alles da. Ich sehe die Schiffe, ich sehe die Bahn, ich sehe die Gewehre, und ich sehe, wie die Menschen in die Ferne sprechen und wie sie Licht machen mit einem Draht, und ich sehe, mein Vater, wie sie stehlen und Unrecht tun können, und niemand fängt sie." — „Was hast du auf dem Herzen?" wiederholte der Missionar. — „Willst du mir also helfen, mein Vater?" In Johns Stimme war ein Jubel. Der Missionar fühlte ihn heraus, aber er legte ihn noch einmal auf seine freundliche Weise aus. Er ergriff des Schwarzen Hand. „Ich will dir helfen, so sehr ich kann. Als wär' deine Klage meine Klage, als wär' deine Klage meines Sohnes Klage!" — „Schwörst du das, mein Vater?" — „Ich will es auch schwören, Johannes, wenn das dir mehr Ruhe gibt, aber du weißt ja, ich sage die Wahrheit."

Da erzählte John Nukwa seine Geschichte, und sie füllte des lauschenden Mannes Seele mit unendlicher Bitterkeit. „Nun gib das Ubuti!" endigte John. Er erhob sich, und es war nicht angenehm, ihn anzusehen. Der Missionar rang schwer mit sich. „Gib mir das Ubuti. Diese Amajud dürfen mein Geld nicht behalten. Diese Amajud dürfen nicht lachen und gesund sein. Diese Amajud sind nicht

Christen. Gib mir jetzt schnell das Ubuti!" — „Johannes," sagte der Missionar langsam, „Johannes, mein armer Bruder. Man hat dir sehr übel mitgespielt, sehr übel. Aber Johannes, du hast Gott vorgegriffen und hast die Rache in die eigene Hand genommen. Du hast Menschenblut vergossen. Geh hin und überliefere dich den Gerichten, ich werde alles tun, was sich für dich tun läßt. Was kommt, wollen wir zusammen tragen. Geh hin, Johannes, geh hin. Es ist entsetzlich. Wir wollen versuchen zu beten, Johannes, komm." Da hob John Nukwa drohend den Finger: „Du gibst mir das Ubuti nicht? Hüte dich, Umlungu!" und er schritt hinaus.

An einem der nächsten Tage ward der Missionar frühmorgens in seinem Studierzimmer tot aufgefunden. Eine Wunde war nicht an ihm. Er lehnte über seinem Schreibtisch, wo er wohl gerade einen Brief an seine Frau beginnen wollte, man entdeckte den beschriebenen Umschlag, von einem Briefe aber war keine Spur. Die Leichenuntersuchung geschah sehr eilig durch Amtsbrüder. Man gab als Todesursache einen Schlaganfall an. Vielleicht fürchtete man bei allzu tiefem Eindringen auf ein Ärgernis zu stoßen. Die vertraulichen Aussagen Johns wenigstens, mit dem erwiesenermaßen der Mis-

sionar in den Tagen vor seinem Sterben sehr viel gesprochen hatte, deuteten nur allzu deutlich auf einen Selbstmord hin.

Beim Leichenbegängnis sang John sehr schön und brachte es selbst fertig, ganz echt zu weinen. Jeder weiß, daß dies sehr schwer ist für einen Kaffer. Als das Grab sich schloß, dachte John: „Dies ist gut. Dieser Umlungu war gefährlich, aber er wird mir nun keinen Streich spielen wie der Inncibi, auch scheint mir dies wie eine Rache an seinem Bruder, dem Agenten, und an den drei Juden. Ich werde mein Geld nicht zurückbekommen. Es gibt wirklich kein rechtes Ubuti bei irgend jemand." Als ihm die Amtsbrüder des Verstorbenen darauf für etliche Tage die Leitung der Station in die Hände gaben, wurde es ihm völlig klar: „Nein, es gibt kein Ubuti, und auch die Abelungu sind dumm und scheinen oft nur stark." Nach Einzug des neuen Missionars aber ging John Nukwa doch fort, um die Geister der Toten nicht unnötig herauszufordern, denn einmal konnten sie doch unbequem werden.

John Nukwa sitzt heute in der Stadt Johannesburg. Er ist ein sehr guter Arbeiter, er verdient ein hübsches Stück Geld. Er geht fleißig in die Kirche, er hat ein Weib, eine schwarze Christin, die

ihn nichts gekostet hat. Er ist glücklich und hat keinen Haß mehr auf den Agenten und auf die Buchmacher. Ihre Rechnung scheint ihm eben beglichen. Sollte ihn selbst das Schicksal einmal fassen, unwahrscheinlich genug ist es, so wird er klaglos sterben. Denn obgleich sein Gewissen ruhig ist, begreiflich ist ihm schon, daß auch die Imishologu seiner beiden Toten für sich Sühne verlangen dürfen. Aber das ist deren Rechnung, warum soll er sich damit quälen? Wer kann's auch ändern? Was kommen muß, kommt. Nein, John Nukwa ist ein sehr guter Boy und ein Muster, und er hat schon in Missionsblättern geschrieben, und die schreiben von ihm, vom schwarzen Bruder John Nukwa.

Johannes

Es gibt Menschen, selten wie die echten Dichter, die gehen als heimliche Seelsorger durch die Welt, und das ist ihr eigentlicher Beruf, an welch besonderen Arbeitstisch sie auch sonst das Leben gestellt haben mag. Leicht zu erkennen sind sie nicht für jeden, ohne Talar und Uniform und Titel, und deshalb wird den unbefugten Helfern gar oft ein Stein nachgeworfen, und die Hunde fahren ihnen kläffend an die Hosen. Aber — die Kinder haben ein Auge für sie und hängen ihnen an; und eins ist ganz sicher, die Seelsorger haben solche prachtvolle Mutter gehabt, daß sie um einer ganzen Jugend Herzensglück wohl später ein wenig von der Menschheit Leid tragen mögen, zumal ihnen ja doch die vertrauenden und ahnenden Kindergesichtchen immer wieder in ihre schweren Stunden hineinlachen.

Dies ist die Altersgeschichte von einem Seelsorger. Sein Vorname war Johannes, oder auch sein Nachname; gewisse Leute in Deutschland könnten vielleicht die Auskunft noch geben. Die Buren im Oranje-Freistaat jener Tage nannten ihn „Ou duitse Jan", und die wenigen Schotten, die es gab, „Old German John"; das heißt: der alte deutsche Johannes.

Seine Heimat war der südöstliche Freistaat, in dem pilgerte er herum seit vielen Jahren. „Immer", behaupteten die Jungen; „er ist eines Tages plötzlich dagewesen," sagten die Alten, „geradeswegs von Deutschland her kam er." Die Buren in ganz Südafrika sind sehr gastfrei, oder waren's doch vor dem Burenkriege, aber dazu, daß sie den Fremdling vor ihrer Tür aufnehmen und an ihren Tisch setzen, mitten hinein zwischen Vater und Mutter und Söhne und Töchter, gehört eines, er muß seines Weges geritten oder gefahren kommen. „Ou duitse Jan" ritt nicht, „Ou duitse Jan" fuhr nicht, „Ou duitse Jan" ging immer zu Fuß, aber bei „Ou duitse Jan" machten die Buren die Ausnahme. Jeder weiß, daß, wenn irgendwo in der Welt Bauern, und also auch die Buren im Freistaat, für irgend jemand von einer alten Gewohnheit absehen, er ihnen ganz besonders nützlich sein muß. „Ou duitse Jan" war den Farmern

da um Rourville und Bethulie freilich nützlich, denn dem Hause, in dem er eben war, sparte er das Ärztegeld und der dicken „juffrau“ oder der etwas dünneren „mistress“ manche Mehrarbeit und gewiß viel nächtliches Wachen, und das fällt bei Schotten und Buren, soweit der erste Punkt in Betracht kommt, gleichmäßig stark ins Gewicht.

Es ist gar kein schöner Vergleich, der mit dem häßlichen Geier mit den grauweißen und schwarzen Federn, der aus dem blauen, sonnigen, heißen und so reinen Himmel unfehlbar auftaucht, wenn im weiten Veldt, im verschwiegensten Busch, an einem Hang ein Lebewesen zusammengebrochen ist. Wäre er aber nicht zu ihrem eigenen Fleisch und Blut gekommen, so hätten die Farmer dem alten Johannes weiß Gott den Namen des scheußlichen Vogels gegeben: denn, wenn in einer Heimstatt ein Kind aufwachte mit heißen Augen und ängstlich tat und die hinschauende Mutter Unwohlsein merkte, oder gar eine Krankheit ahnte und es ins Bett zurückwies, dann war „Ou duitse Jan“ schon unterwegs. Gegen Mittag oder nachmittags oder abends, selbst nachts, wenn aus dem Krankenzimmer noch Licht schimmerte, ganz sicher aber andern Tags kam die farbige Hausmagd zur Herrin und meldete:

„Der Baas ‚Ou duitse Jan‘ kommt den Pfad zum Hause heraufgeschritten.“ Da wurde das Herz

einer zarten Mutter freier, und sie wischte schnell eine Träne weg; aber auch die Unerschütterlichen und Derben machten ein zufriedenes Gesicht, und hinaus auf die „stoep“ und gar herunter vor das Haus trat jede. Dann stand „Ou duitse Jan“ schon dort, heiter, immer heiter, daß man sich gleich aus den klugen, hellen Augen ein ganzes Pöstchen Mut und Vertrauen holen konnte, wenn man die brauchte; die linke Hand hatte er in dem prächtigen, ganz weiß gehaltenen Barte, mit der Rechten grüßte er und sagte dazu einfach: „Ich bin gekommen, Karel ist krank oder Marie“, und wenn's bei Schotten war, Charles und Mary; und dann antwortete die Mutter: „Ja, Ou Jan, ich danke auch“, und „Ou Jan“ hielt seinen Einzug und blieb, bis Leben und Gesundheit wieder das Haus umlachten, in dem er zu Gaste war, oder bis der stille erlösende Engel gekommen war, oder wieder bis er zur Frau sagen konnte: „Hier wird's besser, anderswo bin ich nötiger, da wartet man auf mich!“

Aber sein erstes Tun im Hause war auch nicht wie das der Landfahrigen, die sonst auf den Farmen immer an fremder Leute Tische sitzen, und das wußten die Frauen, bei denen er vorher nicht selbst gewesen war, von ihren Nachbarinnen. Wenn er deshalb ins Haus trat, und es war ein kleines

Gebäude ohne Gastkammer, dann öffneten sie die Eßstube zuerst und sagten: „Tritt hier ein, Ou Jan, es wird dich niemand stören, das Wasser kommt gleich!“ Indem brachten die schwarzen Jungen schon den Waschtrog und ein großes Tuch, und Johannes stellte den derben Stock zur Seite und hängte seinen breiten sonnverblichenen Filzhut darauf, nahm dann vorsichtig die starke weiße Leinentasche ab, die keinen quacksalberischen Firlefanz, sondern wirkliche und wahrhaftige Medizinen enthielt, und dann flogen seine paar einfachen Kleider ihm vom mächtigen straffen Leibe, der graue Mantel, Cordjacke und Cordhose, die derben und doch biegsamen Veldtschoens, und dann plätscherte er wie ein vergnügter Bub im Bade und summte sich ein Lied dazu und wußte selbst gar nicht mehr, daß das Töne waren weither aus Deutschland, aus einer ganz andern Zeit seines Lebens.

Bei ihrem kranken Kinde saß derweil die Mutter und flüsterte dem zu: „Di Oom Ou duitse Jan het gekom!“ und es mußte gar schlimm stehen um das Kind, dessen Augen nicht ganz weit und glücklich wurden, und das nicht zurückflüsterte: „Wäscht er sich, Mutter, ist er bald fertig?“

Der alte Johannes hatte guten Grund zu seinen

Waschungen. Die kleine Menschheit bei den Buren auf der Hochebene der alten Republiken war so fest und gesund und wenig kümmerlich, daß Siechtum selten bei ihr eine rechte Gelegenheit fand; ja, stürzte ein Wicht oder eine Dirne selbst tüchtig, so stülpte sie das Glück immer noch im gefährlichen Augenblick auf beide Beine. Das machte, daß die Büblein und Mägdlein spärlich im weiten Lande seiner Sorge anheimfielen und der Weg von einer Krankenstube zur andern oft weiter war, als was man bei uns zwischen einer Stadt und der andern weit nennt. An sprudelnden Quellen und murmelnden Bächen aber führen die Pfade durch das ausgedörrte Veldt nicht vorüber, und eine Nacht an Seiten des Weges unter den lichtstarken Sternen des Südens mag wohl eine Nacht wundervoll erfrischenden Schlafes bedeuten, eine staubige Nacht bleibt sie darum doch; der braune Boden, auf dem der Körper ruht, scheint nicht unterscheiden zu können zwischen der Hoheit des Lebens und dem Tode und wird zudringlich wie in ihm. Das große Reinlichkeitsbedürfnis hatte „Ou Jan“ sicher aus seiner Vergangenheit mitgebracht, denn in Afrika bei den Farmern ist es nicht zu Hause, und da er wußte, daß alle Menschen lieber für einen ein kleines Besonderes tun, wenn sie einen brauchen wollen, als wenn man das Gewünschte bei ihnen ge-

leistet hat, hielt er noch mehr auf einen solchen Empfang, und es war das einzige, das er forderte, solange der ihn erwartende Schützling nicht schwer krank lag.

Die Buren sind gute Bibelleser, und es gehen wenig andere Gestalten der Sage und Erinnerung durch ihre langsamen Köpfe als die der biblischen Geschichte, und wenn schon ihnen diese so übermenschlich und heilig sind, daß sie keine kleine Sünde darin sehen würden, vergliche einer einen einfachen Menschen unserer Tage jenen Gestalten, so nahmen doch am Sonntag in der Kirche bei den Bürgern im Rouxville- und Dewetsdorp-Distrikt und da herum die freundlicheren der Erzväter und Propheten des alten Bundes, von denen sie hörten, ganz unwillkürlich die Züge des alten Johannes an, und das verursachte wohl die ihnen seltsame Waschung beim Eintritt des Alten fast stärker als sein gütiges Handeln. Eins ist ganz sicher, bei den Farmern, vor allem den Beiwohnern und den Armen — und bei denen ist am meisten Krankheit —, galt „Ou Jan" als recht frommer Mann; nicht nur, weil sie Nutzen von ihm hatten, sondern weil er nach ihren einfältigen Begriffen gar so erbaulich mit den Kindern sprach, ganz wie ein Predikant, ja sie wirklich brav machte

auf viele Wochen hin und die Größeren solch schöne Sprüche lehrte wie: „Das Himmelreich ist inwendig in euch!" als den allerbesten im ganzen Heiligen Buche. „Ou Jan" ging natürlich zu allen Menschen, und er ließ eigentlich nur die aus, die doch von Natur so recht einen Anspruch darauf haben, einen Mitmenschen für fromm oder unfromm, für gut oder ungut zu erklären, ihm überhaupt einen ordentlich gültigen Wert zuzuerkennen. Aber das war ganz begreiflich; solche Menschen wohnten in den Städten und Flecken, und um Flecken und Städte führte der Weg des alten Johannes ein für allemal herum: „Denn da sind Männer und Frauen genug, die helfen können, wenn sie nur wollen, und ich hab' das Land lieber mit seinen langsamen Leuten." So fehlte der Frommheit vom alten Johannes die richtige Beglaubigung, und die Prediger und städtisch Wohlanständigen, ward er erwähnt in ihrer Gegenwart, zeigten wohl eine neugierige Anteilnahme, aber sie drückten sich vorsichtig aus und warnten ganz im allgemeinen vor fremder Schwarmgeisterei, während die Bauern immer mehr und stärker an ihn glaubten von Jahr zu Jahr, selbst über seinen fehlenden Kirchgang hinaus, für den sie ihn entschuldigten: „Di arm ou Kerel het hierlands ni Kerk ni!"

Merkwürdig wär's freilich zugegangen, hätten sie weniger gut von ihm geredet; denn die Eltern gibt's nicht, die nicht am stärksten durch ihre Kinder lieben und hassen. Und die Kinder...! Ja, eine andere als eine solch langsam nüchterne Burenmutter hätte wohl eifersüchtig hingeschaut auf den Empfang, den der Alte im Krankenzimmer fand. Vom jubelnden Krähen und Kreischen ging's bis zu den ehrfürchtig mitleidigen und liebeswarmen Augen, wie sie eine kleine dumme Konfirmandendirn macht, die da meint, der freundliche Herr Jesus in Person wandle ihr vorüber; lag das Kind aber im Schlafe oder im Fieber, und „Ou Jan" trat ganz vorsichtig und geräuschlos heran ans Lager und strich ihm mit den immer feinen und so leichten Händen über die Stirn, dann sah der Stumpfeste über das heiße verschlossene Gesichtchen einen Widerschein hingleiten wie aus einer ganz heiteren Welt. War „Ou Jan" einmal im Krankenzimmer, dann ging die Mutter zufrieden hinaus zu ihrer Arbeit, denn da drinnen waltete nun der Arzt und der Pfleger leise und nachdrücklich zugleich. Nicht in diesen Stunden aber, die oft Stunden des Kampfes und der Not waren, gewann sich „Ou duitse Jan" die Liebe seiner kleinen Gemeinde, sondern dann, wenn er gesiegt hatte; dann hing sich ihm, der mit dem Genesenden saß, die

ganze Jugend des Hofes an und tollte nicht und saß um ihn herum, und sobald die Erwachsenen, vor denen er ungern redete und fast schüchtern war in solchen Stunden, nicht mehr nahe standen, fing er an zu erzählen. Man erkennt leicht bei Kindern, die lesen oder lauschen, ob das Aufgenommene den Teufelchen oder den Engeln in den kleinen Hirnen die Herrschaft gibt; sprach „Ou Jan", dann leuchtete den dumpfgrobsten Schlingeln ein bißchen vom Edelfeuer des Helden aus den Augen und den dummleichtesten Mädeln etwas vom Opfermute der ringenden Mutter. Die Kinder erzählten natürlich den Eltern wieder, was sie gehört hatten, und es handelte immer von der Güte und Größe der Menschen, und die Eltern auf ihren einsamen Farmen in Afrika, wo die Leute noch mehr einzeln kämpfen mit der Natur und über ihrer Abgeschlossenheit selbstsüchtiger sind, wunderten sich darüber und behielten es doch in ihrem Herzen. Einige aber waren, die sagten: „Ou duitse Jan kommt nur zu den Kranken, damit er den gesunden Kindern erzählen kann"; und wenn er das hörte, so lächelte er dazu und antwortete nicht.

Der alte Johannes durchzog auf diese Weise viele Jahre das Land, und, da doch wohl die Dinge nach seinem Willen gingen, glückliche Jahre. Das

aber verträgt sich nicht recht mit der Ordnung der Welt, nach der jeder sein Gewitter haben muß zu seiner Zeit, wenn ihm nicht sogar ein rechter Sturm zugedacht ist.

Bei „Ou Jan“ kam das Wetter von denen, die ihn nicht beglaubigt hatten und deren Häusern er fern blieb. So wirklich um ihn gekümmert hätten sich die auch nie, denn dafür hatten sie zu viel mit sich selbst zu tun, aber — wie soll man's nur ausdrücken? — nun, es gibt eine Zeit im Leben der Kinder, da müssen diese aufhören, so schlank wie ein schwarzer Wattlebaum oder so knorrig wie eine kleine Fächermimose heranzuwachsen, ganz für sich selbst und nur sich und vielleicht ihren Eltern zur Freude; da kommt der Staat oder die Gemeinde und sieht sich den zukünftigen Mitbürger an, ob er wohl zu ihnen paßt, hübsch hinein in den Rahmen. Das gibt's auch in Afrika, gab's sogar im Freistaat, und wenn in ihm die freundliche und kluge Volksregierung milde zufaßte, so sah doch hier wie anderswo die Kirchengemeinde frühzeitig zum Rechten. Sie fand selten Grund oder nie, an einem Menschlein allzu Eigentümliches zu entdecken, das einmal einen gefährlichen Kopf versprach, bis plötzlich in den Distrikten von Rouxville und Dewetsdorp und da herum ein Geschlecht von Kindern hineinwuchs in den Konfir-

mandenunterricht, das störrischen Geistes war. Im ersten Jahre ertrugen's die Predikanten schweigend und machten ein Auge zu, denn des wilden Fleisches schien doch wenig. Im zweiten Jahre sprachen ein paar nicht allzufern voneinander Amtierende ernstlich darüber. Im dritten berief man die Ältesten und verhandelte die Sache öffentlich. Zwar die Kirchenvorsteher verstanden nicht alle, was denn eigentlich groß Böses daran sei, wenn so ein Bursch oder „meisje" ein bißchen viel frage, und die einzige Entscheidung, zu der man gelangte, war, daß der fremde unruhige Geist nicht aus den urgroßväterlich gleichtönigen Familienandachten käme und der gelehrte und gestrenge Prediger der Sache auf den Grund gehen möge. Wie's dann eigentlich traf, wußte niemand; aber einer von den jungen und eifrigen Predikanten, und ein tüchtiger Mensch und wirklich tapferer Bürger dazu — für sein Vaterland ist er später mit einem Schuß in der Brust gefallen —, geriet bei seinen Schülern, die ihm mehr als gewöhnlich anhingen, hinter das, was er des Übels Ursache wähnte. Als der alte Johannes einmal wieder in seinem Sprengel ein Kind pflegte, sattelte der junge Mann sein Pferd auf und ritt hinüber. Es gelang ihm, „Ou Jan" wegzuführen von seinen jungen Freunden. Selbander schritten die beiden hinaus in das

von der sinkenden Abendsonne mit Purpur überflutete Veldt. Was sie sprachen, erfuhr nie jemand; als sie aber wiederkehrten, war des alten Mannes Gesicht heiter wie immer und unendlich gütig, in dem des Jungen erschienen zum ersten Male vielleicht die Spuren eines wirklichen Kampfes, und er sah sehr ernst aus. Hinein in das Haus ging er gar nicht mehr, sondern zog stracks sein Tier aus dem Kral und sagte gepreßt, während er die Hand hinüberreichte: „Es tut mir so leid, Herr Doktor, aber ich muß doch danach handeln. Ich muß!" Da lächelte der große Greis ihn an und klopfte ihn auf den Arm: „Es wird schon recht sein!" —

Es war nicht recht indessen. Wohl trafen sich der Alte und der Junge wieder, und da sie beide Vollmenschen waren, wurden sie immer froher aneinander; auf der Farm aber und auf jener fand „Ou Jan" plötzlich, daß die Leute ihm anders begegneten als früher. Nicht die Frau trat ihm mehr entgegen, sondern der Bauer, und der Bauer grüßte gravitätisch und fragte: „Nun, Ou Jan, was willst du?" — „Was ich will? Dein Sohn ist doch krank!" — „Mein Sohn? Ach, ich hab' zum Arzt geschickt, das ist gar nichts." — Solche Rede, das kann jeder bezeugen, ist ganz unafrikanisch, und wenn dem alten Johannes auch noch

Essen und Lager stets angeboten wurden, er wußte sehr wohl, was er von ihr zu halten hatte, und hätte er's wirklich nicht gewußt, ein Blick hinauf auf das Koppje, hinüber an die Kralmauer hätt's ihm gelehrt, wo seine kleinen Freunde standen, ganz versteinert unter einem wunderlichen Zwang. Und so schlossen sich dem Alten langsam, aber nacheinander fast alle die Häuser, die man bei uns die guten nennen würde und die schließlich in dem wahrhaftigsten Lande der Gleichheit, im Freistaat, die der Wohlanständigen waren; denn auch da gibt's Menschen, die sich ihre Gesinnung ein Opfer kosten lassen können, und das ist doch kein kleines Teil der Wohlanständigkeit, sondern die Hauptsache.

Die Geizigen und die Elenden und Kleinen hatten freilich auch erschreckt von diesem merkwürdigen Gerücht von „Ou Jans" Unglauben gehört, aber sie rechneten und fanden, ihn abzuweisen käme sie teurer, als sie recht ertragen mochten. Auf die Weise konnte ihnen der Alte um so mehr Zeit widmen, und das war um so besser für sie. Ein paar Falten aber gruben sich in sein heiteres Gesicht in dieser Zeit, und die Kinder, die ihm ausweichen mußten, redeten doch immerfort von ihm, und auch er behielt sie im Herzen.

Allen Menschen begegnet der Tod einmal, und wenn sie lange auf ihm abgelegenen Pfaden gegangen sind, dann macht er sich gar nichts daraus, ihnen in den wunderlichsten Lagen und Stunden sein immer wunderliches Lied vorzufiedeln. Es war das Jahr, in dem es so früh Winter wurde und ein unerhört scharfer Nordostwind herunterfuhr von den Bergen des Basutolandes. Hinter dem schneidenden Winde drein glitten die Schneewolken, und die Bürger im östlichen Freistaat erlebten einen Morgen im Herbst, als es noch hätte warm sein sollen, da lag tiefer Schnee, wirklicher, wahrhaftiger Schnee, und die Luft war so bissig, daß sie nicht nur den zitternden und verstörten farbigen Gestalten in ihren Decken an der sonnverwöhnten Haut riß. Die Farmer und ihre Söhne achteten das am wenigsten, die waren zu Pferde draußen seit dem ersten Frühlicht, in großer Sorge um die Mutterschafe mit den Lämmern bei ihren mächtigen Herden und zählten, was gefallen und was weniges noch zu retten war.

Auf seinem plaats „Geduld" ritt der reiche Abram Raubenheimer, der Veldtkornett, und neben ihm sein Sohn Dirk und voran sein bester Hirtenjunge, der Basuto Hans, der kaum jünger war als sein alter schwerer Baas. Oom Raubenheimer machte ein sehr grimmiges Gesicht; er war fast

überall gewesen und hatte fast überall die Lämmer tot gefunden und sehr viel Schafe dazu und dachte nun nach, schwerfällig und verbissen, und vorläufig mit einem etwas scharfen Zorn auf den Herrgott, für welche von seinen oder seines Hauses Sünden der große Verlust eine Strafe sein könne, da er doch eigentlich als wirklich frommer und rechtschaffener Mann weit und breit galt. Solch Grübeln stimmt nicht eben verträglich, und als Hans, der Basuto, sich wandte und, vorandeutend auf einen fernen Punkt und die Augen kneifend, rief: „Daar Baas, daar sit Ou duitse Jan", da polterte er los: „Wat? Ich hab' dem alten Kerl gesagt, er soll mein Haus und meinen plaats in Ruhe lassen!" — Die Farbigen haben eine gewaltige Achtung vor dem weißen Herrn, wenn er ein Bur ist, denn ein Bur prügelt, und prügelt nüchtern und schwer; aber es gibt auch keinen weißen Herrn, der so viel Widerrede von seinem Boy duldet als ein Bur, solange die nur sachlich ist. Kaum, daß Oom Abram gesprochen hatte, drehte sich der Basuto wieder und hob diesmal abwehrend die Hand: „Wart, Baas, wart erst."

Raubenheimer sah verdrossen zu seinem Sohn hin: „Was ist's, Dirk?"

Der zuckte mit den Achseln: „Ich weiß noch nicht, mein Vater, aber ich will vorreiten", und

er grub dem kleinen zottigen Pferde den Sporn des linken Absatzes in die Weiche, daß es an dem Basuto vorübersetzte. Hans drehte sich zum dritten Male um: „Ich weiß nun, Baas, Ou Jan is mos dood!"

„Wat?" Auch der runde Pony des Alten sprang in Galopp ein, und er und der Basuto versammelten ihre Tiere erst wieder, als sie an Dirk heran waren. Der junge Raubenheimer stand mit entblößtem Kopfe und dummem Gesicht, wie es die jungen Männer leicht machen, wenn's ihnen heiß wird hinter den Augen: „Da! Sieht der Vater? Ou Jan ist gestorben und — und — sieht der Vater?" Oom Abram erkannte sehr gut und versuchte doch noch einmal zu poltern:

„Ja, ich seh' die toten Mutterschafe; mir scheint, da hat er die Lämmer..."

Der alte Basuto aber unterbrach ihn und sagte ganz gemessen und fast feierlich:

„Mein Baas! Ou duitse Jan ist ein sehr guter Mensch gewesen. Ou duitse Jan hat vielen Kindern geholfen, mein Baas. Ou duitse Jan ist heute nacht hier vorübergegangen und kam von Baas Potgieters Farm, da hat er die Lämmer klagen gehört, deren Mütter gefallen waren. Da hat er den Lämmern geholfen, als wären es Kinder, mein Baas."

Abram Raubenheimer antwortete nicht; und es vergingen ein paar Minuten, in denen sahen die zwei Weißen und der Farbige immerfort auf den toten alten Mann zu ihren Füßen. Der saß halb und lag halb ruhend mit einem unendlich friedlichen Gesichtsausdruck und hielt in den Armen unter dem Mantel an den Leib gedrückt drei noch lebende und leise bähende Lämmer, während eine Strecke davon die Körper anderer Tiere im Schnee sich abzeichneten.

Wär' das das Letzte gewesen, was man über „Ou Jan" gehört hätte, wer weiß, ob die Wohlanständigen nicht das unklare Gerücht von seinem Unglauben vergessen hätten und seine Anhänger gar ihre Kinder nach ihm getauft hätten.

Doch „Ou Jan" war wohl einer von den unklugen Menschen; denn als Oom Abram Raubenheimer schon zum Predikanten nach Rourville geschickt hatte, schon an seiner eigenen Familienbegräbnisstätte ein Grab ausheben ließ und alles ganz echt und feierlich herging im Wohnhaus von Geduld, da fanden sie beim Waschen des Toten einen offenen Brief mit einem Dokument und einer Art letztwilliger Verfügung, fein säuberlich geschrieben in Englisch, Deutsch und Kapholländisch. Darin redete der alte Johannes über seinen Tod hinaus den an, der, was ja wohl möglich sei,

seinen entschlafenen Leib einmal auf einer Wanderung finden werde; der möge dann dafür sorgen, daß sein bißchen erspartes Geld, das bei gewissen Banken ruhe, an ein paar arme Familien verteilt werde, sein Körper aber, mit der Erlaubnis des Grundherrn, da versenkt werde, wo man ihn finde, und besonders ohne kirchliche Feier; denn was die Menschen hierlands einen Christen nennten, das sei er nie gewesen, sondern einer von denen, die da dächten, das Himmelreich sei inwendig in den Menschen selbst.

Abram Raubenheimer verstand nur halb, und seine Augen wurden ganz klein vor lauter Denken, aber schließlich hatten er und die Tantje Raubenheimer doch das heraus: „Allemachte, Jan, der verflixte alte Schelm, der hatte wirklich keine Lust zur Seligkeit!" und da blieb nichts übrig, man mußte wieder einen Boten nach Rourville schicken und das Grab an der Familiengrabstätte wieder zuwerfen, und Dirk mit dem dummen Gesicht und Hans der Basuto schaufelten in der Nacht den alten Johannes ein, wo sie ihn gefunden hatten, und das Ärgernis war sehr groß unter allen Bürgern, und sogar den Geizigen tat es nachträglich leid, daß sie sich je mit einem solchen „onchristelijke man" eingelassen hatten.

Eines Tages im Frühjahr nach dem Winter, in dem all die Schafe umgekommen waren, sattelte ein Deutscher auf Geduld ab, und als er mit Abram Raubenheimer vor dessen Haustür Kaffee trank, erzählte der dicke Bur die Geschichte vom alten Johannes. Am Nachmittag wollte der Deutsche die Stelle besuchen, wo man Ou Jan gefunden und auch begraben habe. An viel wilden Blumen sollte der Hügel leicht kenntlich sein, aber es bedurfte keiner besonderen Kennzeichen, denn auf dem Hauptwege, der durch ganz Geduld gerade durchführt, marschierte Oom Raubenheimers Jüngstes vor dem Deutschen her, die hatte fünf Kartoffeln auf dem kleinen Arme. Die fünf Kartoffeln waren ihre Kinder. Die Kinder waren brav gewesen, und zur Belohnung durften sie mitgehen zu „Ou Jan", um dessen schöne Geschichte anzuhören. Und sie wurden auch richtig auf den Hügel gesetzt, die fünf Kartoffeln, eine neben die andere, und das Kind kauerte sich gegenüber und hob den Finger und sprach:

„Hört ihr, nun erzählt Ou Jan!" und damit drückte es selbst das Ohr in das Gras und die Blüten des Hügels hinein und fing zu plappern an und zu plappern, als gäbe es ein erlauschtes leises Reden weiter.

Worterklärungen

Abelungu: die weißen Männer, die Weißen.
Amajud: die Juden.
Compound: von der Außenwelt abgeschlossenes Quartier der farbigen Minenarbeiter.
Gaika: ein Kaffernstamm des Kaplandes.
Ikasi: der für die Braut an den Vater gezahlte Kaufpreis.
Imisshologu: die Geister der Toten, die bösen Geister.
Inkos: Herr, Häuptling.
Inncibi: ein Regenmacher und Medizinmann, der die Weihe (akutwasa = Erneuerung) nicht durchgemacht hat.
Intonga: völlig eingeweihter Zauberer, Priester schlechthin.
Karoß: Pelzdecke.
Koppje: Kuppe.
Kral: Werft, vor allem aber runder Pferch für das Vieh.
Meisje: Mädchen.
Molo Wetu: (Guten Morgen, Unsriger!) Guten Morgen, Freund!
Ou: Alt.
Plaats: Farm, Gut.
Stoep: Platz unter dem Vordach des Wohnhauses.
Ubuti: Zauber, Hexenmittel.
Umlomo: das den Mann zur Werbung auffordernde Geschenk.
Umlungu: weißer Mann, der Weiße.
Umsebenz: Arbeit.
Umshologu: der Geist eines Toten, böser Geist.
Veldt: das brache Land in Südafrika.
Veldtschoens: Schuhe mit flachen Sohlen, ursprünglich selbst verfertigt.
Wetu: Unsriger, Freund.

Nachwort

Eines Tages — es ist erst drei Jahre her — lag auf dem Büchertisch des deutschen Volkes ein dicker Zweibänder „Volk ohne Raum". Ein allzu deutlicher und bewußt zielender Titel, als daß nicht sogleich Tausende nach diesem Buch gegriffen hätten und der Name des Verfassers, Hans Grimm, in vieler Freunde und Gegner Mund gewesen wäre.

Was war das für ein Buch? Was war das für ein Dichter, der plötzlich so unwillentlich sensationell in den Vordergrund trat, von dem man bisher wenig oder gar nichts wußte?

„Diese deutsche Erzählung ist, so meine ich, eine politische Erzählung", bekannte der Verfasser mit dem ersten Satz der Einleitung verblüffend geradeheraus. Mancher hat sich vielleicht von dieser Freimütigkeit und dem Fanfarenstoß des Titels abhalten lassen, das Buch zu lesen. Zu seinem Schaden. Denn wer das Werk in die Hand genommen und sich von den Lippoldsberger Glocken in seine geruhige Epik hatte einläuten lassen, der merkte bald, daß diesmal eine wesenhafte, tief begründete und verwurzelte Erscheinung Aufsehen erregt hatte. „Volk ohne Raum" ist in erster Linie das Epos, die weit- und stillatmige Schilderung des Lebensschicksals eines deutschen Menschen, dem die Welt daheim flächig, wirtschaftlich und seelisch zu eng wurde, der auswanderte und einen tragischen und heldischen, dabei sehr menschlichen Weg durch die Kolonie ging. Eine Art Kreuzweg,

der zwischen den Leidensstationen doch mit tropischen Blüten der Schönheit umhängt war. Diese große Erzählung hatte einen prachtvollen Stil, der sehr deutsch, sehr eigenwillig war und vor allem in starker, verhaltener Erregung gleichmäßig hinflutete und abebbte. Sie hatte auch so ursprüngliches, innerliches und wirkliches Leben — von Kindheit und Mannesalter — daß sie recht leicht in ihren Bann zog. Und erst ganz daneben hatte sie ihre Tendenz, ihren großen Plan, ihre Idee: „Volk ohne Raum": die deutsche Volkheit hat zu wenig Raum, die Bevölkerung wächst zu sehr ineinander, die Siedlungsmöglichkeiten auf deutschem Boden sind gering, Deutschland braucht Kolonien, braucht Luft. Dabei war die Kolonie trotz hinreißender Lobpreisung kaum idealisiert, man könnte fast sagen: im Gegenteil.

Wer aber der Dichter war, das erfuhr man aus dem Roman: er lebt darin namentlich als eine beschwörende Schlußgestalt. Am 22. März 1875 in Wiesbaden geboren und trotz süddeutscher Mutter dem Hange nach ganz Niederdeutscher, indes von besonderer Art, von heißem Blut, das seinen Ausgleich in den Tropen suchte, lebte er jahrelang als Kaufmann in Südafrika. Dann kehrte er zurück, sah Volk und Staat seiner Heimat, sah Not, Unruhe, Unbeständigkeit und Ratlosigkeit. Und diese Not, deren Grund er gefunden zu haben meinte, im Verein mit dem merkwürdigen Drängen der Mutter, die von jeher an seine Berufung zum Schriftsteller geglaubt hatte, lösten eine späte Reife des gestaltenden Wortes aus.

Es entstanden in schneller Folge: „Der Gang durch den Sand", „Die Olewagen-Saga" und die „Südafrikanischen Novellen". Gerade in diesen kleinen Erzählungen erwies Hans Grimm, daß der Dichter lange in ihm gelebt hatte, daß er mit lebendigem Auge, hellhörig und feinfühlig durch den Sand gegangen war und die Schicksale in der Seele vorgestaltet hatte. Wundervoll und packend schildert er Leben, Zusammenleben

und Aneinandervorbeileben der Menschen. Schwarze und Weiße gehen durch diese brodelnde, treibende, triebhafte Schicksalswelt; John Nukwa, die rührende Gestalt des unseligen, aus jedem Paradies erbarmungslos vertriebenen Negers, und Johannes, die weiße Heilandsgestalt, gehen hindurch. Reizvoll wird das Zarteste und Verborgenste in den menschlichen Regungen und Beziehungen gerade durch die männlich-herbe Klarheit der Darstellung.

Hans Grimm, der jedes Schrifttum nur dann für daseinsberechtigt hält, wenn es das Volk unmittelbar in Ernst und Wirklichkeit angeht, wenn es ihm in seiner Not hilft, hat nach „Volk ohne Raum" nun in einem neuen Jahr in Südwestafrika ein neues Buch geschrieben: „Das deutsche Südwester-Buch". Es löst gewissermaßen Frenssens: „Peter Moors Fahrt nach Südwest" ab und zeichnet nach einer prächtigen Einleitung, die die Geschichte jener Kolonie umfassend darstellt, zwölf koloniale Menschenschicksale äußerst getreu der Wirklichkeit nach. Eine Arbeit, die Aussicht hat, ein deutsches Hausbuch zu werden.

Christian Jenssen.

Die in dem vorliegenden Bändchen enthaltenen Erzählungen wurden der Sammlung „Südafrikanische Novellen" (Verlag Albert Langen, München) entnommen.

Der junge Tag

Eine Auswahl aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von Dr. Heinz Brasch

Band 1
Hermann Stehr / Helene Sintlinger

Band 2
Walter von Molo / Im weiten Meer

Band 3
Wilhelm von Scholz / Das Gerücht

Band 4
Paul Zech / Das Baalsopfer

Band 5
Peter Dörfler / Marienseele

Band 6
Rudolf G. Binding / Die Vogelscheuche

Band 7
Herbert Eulenberg / Die Windmühle

Band 8
Hans Grimm / Aus John Rukwas Lehrjahren

Band 9
Albrecht Schaeffer / Das verdoppelte Lebensalter

Band 10
Karl Röttger / Auf Sommerwegen

Kartoniert und fein in Leinen gebunden / Die Reihe wird fortgesetzt

Ausstattung von Hans Möhring, Leipzig

Staffel	Kartoniert	Ganzleinen
Einzelpreis je Stück	0.70 RM.	1.50 RM.
bei 10—49 „	0.63 „	1.35 „
„ 50—99 „	0.60 „	1.25 „
von 100 Stück ab	0.56 „	1.20 „

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Die Hausbücher

Der Marsch nach Hause
Der Deutschen Humoristen 1. Folge / Hausbuch 3 / Ab 14. Jahr

Die Teufelsmauer
Der Deutschen Humoristen 2. Folge / Hausbuch 5 / Ab 16. Jahr

Der mutige Revierförster
Der Deutschen Humoristen 3. Folge / Hausbuch 49 / Ab 16. Jahr

Alfred Bock, Schicksal und Schelme
Erzählungen / Hausbuch 64

Land- und Luftvolk
Der Tiergeschichten 1. Folge / Hausbuch 66 / Ab 11. Jahr

Ernst Zahn, Der Liberi
Die Geschichte einer Ehe / Hausbuch 68

Richard Huldschiner, Fegefeuer
Roman / Hausbuch 69 / Ab 14. Jahr

Der Untergang der Carnatic
Der Spukgeschichten 1. Folge / Hausbuch 70

Moltkes Briefe aus der Türkei
Der Lebensbilder 1. Folge / Hausbuch 71 / Ab 14. Jahr

Fritz Müller-Partenkirchen, Fernsicht
Berggeschichten / Hausbuch 72 / Ab 18. Jahr

Blütenweißes, holzfreies Papier. Jeder Band in Ganzleinen gebunden nach Entwurf von Professor Emil Preetorius, München, oder im abwaschbaren Bücherei-Einband 2.80 RM.

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Die Kleinod-Romane

1./2. Gottfried Keller / Der grüne Heinrich
400/531 Seiten / Ab 14. Jahr

3. Hermann Kurz / Schillers Heimatjahre
760 Seiten / Ab 16. Jahr

4. Willibald Alexis / Die Hosen des Herrn von Bredow
396 Seiten / Ab 13. Jahr

5. Joseph Viktor von Scheffel / Ekkehard
508 Seiten / Ab 13. Jahr

6. Wilhelm Hauff / Lichtenstein
449 Seiten / Ab 11. Jahr

7. Jeremias Gotthelf / Uli der Knecht
430 Seiten

8. Jeremias Gotthelf / Uli der Pächter
496 Seiten

9. Gottfried Keller / Martin Salander
360 Seiten / Ab 14. Jahr

10. Willibald Meinhold / Die Bernsteinhexe
248 Seiten / Ab 13. Jahr

11. A. E. Brachvogel / Friedemann Bach
608 Seiten / Ab 16. Jahr

*

Die Kleinod-Romane bestechen schon durch ihr gefälliges Äußere und laden zum Lesen und Mitnehmen ein.

*

Jeder Band auf Dünndruckpapier, biegsam in Ganzleinen gebunden 2.80 RM.

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Die Denkmäler

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung werden jeweils zu besonderen Gedenktagen ausgegeben.

Heinrich von Kleist

zum 150. Geburtstag am 18. Oktober 1927

*

Albrecht Dürers „Kleine Passion"

zum 400. Todestag am 6. April 1928

*

Friedrich Ludwig Jahn

zum 150. Geburtstag am 11. August 1928

*

Franz Schubert

zum 100. Todestag am 19. November 1928

*

Gotthold Ephraim Lessing

zum 200. Geburtstag am 22. Januar 1929

*

Die Reihe wird fortgesetzt

Kartoniert und fein in Leinen gebunden

Ausstattung von Prof. Emil Preetorius, München

Staffel	Kartoniert	Ganzleinen
Einzelpreis je Stück	0.60 RM.	1.50 RM.
bei 10—49 „	0.53 „	1.35 „
„ 50—99 „	0.51 „	1.25 „
von 100 Stück ab	0.48 „	1.20 „

Zu beziehen
durch jede gute Buchhandlung

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Heft.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 071844853